

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Postgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18693.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Beitzelle oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude, Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die Reichstagsersatzwahl in Neustadt-Landau brachte der Sozialdemokratie einen Stimmengewinn von 2000 Stimmen, die Liberalen verloren 5500, das Zentrum 1700 Stimmen.

Die Differenzen im schottischen Bergbau sollen durch Einigungsverhandlungen geschlichtet werden.

Das Ministerium Clemenceau wurde gestürzt.

Junktürkische Probleme.

Leipzig, 21. Juli.

Das Ziel der Jungtürken ist, im ökonomischen Sinne, aus der Türkei ein kapitalistisches Land zu machen. Aus ihrer europäischen Bildung haben sie die Ueberzeugung geschöpft, daß ein Land durch das Kapital bereichert und entwickelt wird. Daß diese Bereicherung sich nur auf die Kapitalbesitzer erstreckt, macht ihnen wohl keine Sorgen. Das Wort, daß ein Land um so reicher heißt, je ärmer seine Bewohner sind, ist noch nicht zu ihnen durchgedrungen; sie urteilen nach dem äußeren Schein. Sie sehen in Westeuropa eine zahlreiche, wohlhabende Bourgeoisie, die unter dem Schutze von Ordnung und Gesetz Reichthümer sammelt, und sie vergleichen diesen Zustand mit der Armut, der Unsicherheit von Leben und Eigentum, der allgemeinen Mord- und Minderungsirtschaft in ihrem Lande. Daß das Kapital seine Reichthümer nur durch schlimme Ausbeutung der arbeitenden Bevölkerung und der Bodenschätze hervorbringt, brauchen sie als bürgerliche Klasse nicht zu wissen.

Dem Kapital soll freie Bahn geschaffen werden. Ausdrücklich wurde es neulich vom Minister Ferid-Bascha im Parlament gefordert, als er das Verbot der Arbeitergewerkschaften damit verteidigte, daß man das Kapital möglichst heranzüchten müsse. Aber auch ohne diese offenen Geländnisse ist es klar, daß ihr ganzes politisches Programm darauf hinausgeht, die bürgerliche Ordnung herzustellen, die in Westeuropa den Boden für den Kapitalismus bereitet. Gleichberechtigung aller Einwohner des Landes, Aufhebung aller gesetzlichen Rassen- oder Standesprivilegien, damit nur ein einziges Privilegium, das Privilegium des Geldbesitzes, übrig bleibt; Verschmelzung aller Rassen und Religionen zu einer einzigen ottomanischen Nation; eine zentralisierte Staatsgewalt, stark nach außen und innen,

die die Eingriffe anderer Mächte abwehrt und im Innern Ordnung und Gesetz zur Herrschaft bringt.

Die Ausführung eines solchen Programms bedeutet einen völligen Bruch mit der ganzen türkischen Vergangenheit. Sie wird daher, wenn auch in diesem Augenblick die Reformen Herr der Situation sind, noch viele Schwierigkeiten mit sich bringen. Der große Widerstand heißt: Islam. Im Islam hat sich das primitiv-räuberische Kriegswesen der Wüstennomaden zu einem heiligen Gesetz versteinert, das sich in der mohammedanischen Bevölkerung festgesetzt hat und dem Eindringen der bürgerlich-kapitalistischen Normen der europäischen Produktionsweise im Wege steht.

Nun hat die bürgerliche Rechts- und Staatsauffassung es auch in Europa mit der religiösen Tradition aufnehmen müssen und sich den christlich-katholischen Dogmen der mittelalterlichen Produktion gegenüber siegreich durchgesetzt. Wo eine überlieferte Tradition mit modernen Produktionsbedürfnissen in Konflikt gerät, hat die Tradition, auch wenn sie die Heiligkeit einer Religion besitzt, noch immer weichen müssen. Vor den Bedürfnissen des eindringenden Kapitalismus wird selbstverständlich auch der Islam weichen müssen. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß dieser Prozeß auf dem Wege der inneren Reform durch liberale Mohammedaner selbst möglich ist.

Daß die Sache hier mit dem Islam wesentlich anders liegt, als früher in Europa mit dem Christentum, wird schon dadurch bezeugt, daß immer wieder über die Kulturunfähigkeit des Islam geredet wird, der nicht imstande sei, die europäische Zivilisation zu übernehmen. Nun beweist schon die blühende arabische Kultur der Karfentzeit im Mittelalter die Unfähigkeit dieser allgemeinen Behauptung. Was in Wirklichkeit der Uebernahme der europäischen Zivilisation, d. h. der bürgerlichen Rechtsordnung, im Wege steht, ist die Tatsache, daß der Islam die Mohammedaner zu einer bevorzugten, herrschenden Klasse macht. Das Gesetz von Mohammed gebietet, die Heiden auszurotten und die Befehle eines einzigen Gottes, die ein andres Buch als den Koran haben (also die Juden und Christen), zu unterwerfen, damit sie den Gläubigen Gehorsam und Tribut leisten. Darin liegt der Unterschied mit der christlichen Tradition; die Aufhebung der kirchlichen Herrschaft bedeutete, daß eine kleine, bisher herrschende Klasse aus der Herrschaft gestoßen und von einer andern Klasse ersetzt würde; die Aufhebung des islamitischen Rechts bedeutet, daß das ganze Volk der Gläubigen aus einer bevorzugten, herrschenden Stellung verdrängt und mit den unterworfenen Ungläubigen gleichgestellt wird. Und freiwillig verzichtet

keine bevorzugte Klasse oder Gruppe auf ihre Vorherrschaft.

Dadurch sind alle Versuche, im 19. Jahrhundert Reformen durchzuführen, die die Christen mit den Muslimen gleichstellen würden, an dem stillen oder offenen Widerstand der türkischen Beamten gescheitert. Für den türkischen Beamten bedeutet die Aufrechterhaltung des Scheriat, des heiligen Gesetzes, die Aufrechterhaltung seines Rechts, die Rajas, d. h. die Ungläubigen nach Belieben zu schröpfen und auszupressen. Aber auch der Masse des muslimanischen Volkes — das von den Steuern kaum weniger schwer gedrückt wird — gilt die Aufrechterhaltung ihres Privilegiums als etwas Wertvolles. Jeder Christ, mag er noch so reich sein, muß vor dem niedrigsten Moslem ausweichen; er ist nur ein Hund, sein Eid gilt vor dem Gericht nicht, und er darf keine Waffen tragen. Als einem Christen von einem Muslimmann drei Pferde gestohlen wurden (der Fall ist einem Konsularbericht entnommen und ist nur einer aus hundert ähnlichen Fällen), half es dem rechtmäßigen Besitzer nichts, daß alle seine christlichen Dorfgenossen die Pferde als die seinigen erkannten; erst als er für einige Pfaster ein paar mohammedanische Zeugen kaufte, von denen die Richter ganz gut wußten, daß sie ihn nie gefannt hatten, wurden ihm die Pferde wieder zugewiesen.

In dem Recht des Waffentragens, das nur den Gläubigen zukommt, ist diese Vorherrschaft der Mohammedaner am schärfsten ausgedrückt und zugleich sichergestellt. Fällt diese Rechtsungleichheit weg, wird der Islam zur „Privatsache“ des einzelnen erklärt und als öffentliche Norm durch das römische Recht ersetzt, hat er nicht mehr die Macht der Waffen, so ist damit auf einmal das alte Verhältnis auf den Kopf gestellt. Dann unterscheiden sich die Menschen, ob Muslimänner, Juden oder Christen, nur noch als Kapitalisten, Bauern und Proletarier. Aber die neue herrschende Klasse, die Kapitalisten, sind nicht Türken, sondern Christen. Dann wird umgekehrt wie früher der Ungläubige der Meister, der Gläubige der Knecht. Der türkische Bauer ist dann nichts mehr, als ein Schuldklave des armenischen Geldbesitzers; sein Waffenprivilegium, das er bei einer Armeniermeierei gebrauchte, um sich seines Gläubigers zu entledigen, ist dahin. Der jungtürkische Offizier mag, in westeuropäischer Ideologie befangen, sich in der Rolle eines Prätorianers des Kapitals behaglich fühlen und für die Gleichheit aller „Ottomanen“ schwärmen. Daß aber die Masse der ärmeren Muslimänner, wenn ihr einziges Privilegium gefährdet wird, der Aufwiegelung durch Reaktionäre laun bedarf, um für das Scheriat einzutreten, ist nur allzu ver-

Gewerkschaftsgenossen, Parteigenossen! Rüstet zum Gewerkschaftsfest!

Seuilleton.

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Bazarotti.
Von Karl Hilker.

Schwer lastete die Hitze des Hochsommertags auf der kleinen Garnisonstadt. Der Erntelaub hatte viele Soldaten auf einige Tage vom Dienst befreit. Die vorchristlichen Übungen in den Kompagnien, den Bataillonen, den Regimentern und der Brigade hatten ihr Ende erreicht. Auf allen Gebieten der militärischen Ausbildung war eine Stodung eingetreten. Alles war in Aufregung, in Erwartung des Manövers. In den Kompagnien wurden nach und nach die Manöverzüge verpaßt, das Zeitzeug jedem einzelnen verabsolgt und neue Stiefel anprobiert. Allsonntäglich war Appell mit einem Stück nach dem andern vor dem Hauptmann und an Wochentagen vor den Unteroffizieren.

Der ältere Jahrgang ging langsam an, sich mit dem jüngeren zu vertragen. Alles in Anbetracht des Manövers, das in einigen Tagen bevorstand. Die Rekruten hatten sich nun vollständig an das Soldatenleben gewöhnt. Ihre Unbeholfenheit während der Anfangszeit hatte militärischer Routine Platz gemacht. Noch einige Wochen, dann waren sie ja die „alten Knochen“. Dann konnten sie den neuen „Hammels“ Vorschriften machen. An den Unteroffizieren war eine gemäßigtere Disziplin als in der Winterszeit den Gemeinen gegenüber wahrzunehmen. Besonders den Alten gegenüber.

Sonntags am Bierisch im Wirtshaus wurden von den Alten den Rekruten halblaut die Erlebnisse erzählt, die sie im vorigen Manöver mit den Unteroffizieren durchgemacht haben wollten. Vom Sergeant Schneider erzählte man sich, daß man ihm im Bivak die Tornisterriemen durchgeschnitten hatte. Dann sollte er und noch ein Unteroffizier von der achten Kompagnie während des Standquartiers von Bauernburschen geprügelt worden sein. Die ganze erste Kompagnie wußte bereits, daß Sergeant Schneider das Manöver nicht mitmachen werde, nur aus Angst, es könnte ihm diesmal ähnliches passieren.

So gemütlich, wie die Verhältnisse es gestatteten, saß Volter in Gesellschaft seines Freundes Weiner bei seiner Braut. Es war der erste Sonntag, den Grete Bender in der neuen Wohnung der fremden Stadt verlebte. Aufs behaglichste war alles in dem kleinen Zimmer hergerichtet. Ein kleinstädtisches Wohnstübchen mit altmodischen Polstermöbeln und vergilbten alten Kupferstichen, die wohlgeordnet die Wände schmückten.

Die Vermieterin, ein bejahrtes, gutmütiges Frauchen, wußte vor lauter Zuorkommenheit gar nicht, was sie alles tun sollte. Ihr einziger Sohn hatte auch dienen müssen. Durch ihn hatte sie die gemeinen Soldaten mitbekommen und den ganzen Militarismus hollen gelernt. Ganz glücklich war sie, als sie vernahm, daß das hübsche Fräulein, für die der kleine Soldat das Zimmer mietete, seine Braut sei, und niemand weiter habe als ihren Bräutigam. Es schien ihr bewundernswürdig, daß die Braut eines Soldaten Stellung in der Stadt genommen hatte, in der er dienen mußte. Sie mußten sich sehr lieb haben, dachte sie sich. Und wie selbstverständlich das alles bei ihnen war. Eigentlich gar nicht wie bei Liebesleuten. Beide imponierten ihr gewaltig.

Eilfertig deckte sie den Tisch und trug Kaffee auf für ihre Mieterin und deren Gäste. Für ihre eigenen Gäste hätte sie kaum mit größerer Sorgfalt sorgen können als für diese. Auf einem großen Teller hatte sie einen riesigen Berg Kuchen aufgeschichtet.

Mit zufriedenerm Lächeln streifte ihr Blick noch einmal über das Gedeck.

„Wenn Sie noch was nötig haben, rufen Sie nur.“ Und allen freundlich zunickend verließ sie das Zimmer.

„So, jetzt können wir zulangen. Bitte schön, Herr Weiner.“ Mit diesen Worten schenkte Volters Braut allen Kaffee ein.

„Milch und Zucker nehmen Sie sich bitte selbst.“

„Wenn mans immer in seiner freien Zeit so haben kann, wird das Militärleben noch eher zu ertragen sein.“ bemerkte Weiner. „Du hast wirklich Grund, dich zu freuen, lieber Volter.“

„Weiß ich! Ich weiß aber noch mehr! Ich weiß, daß ich das bravste Mädchen meine Braut nennen kann. Soll ich mich nicht glücklich schätzen, wenn ich sehe, daß sie mir bis hierher gefolgt ist?“

„Nicht nur auf deiner Seite ist das Glück, lieber Vett. Ich habe auch einen berechtigten Anspruch darauf, und ich kann dir sagen, ich bin glücklich; hier an deiner Seite auszuhalten zu dürfen. Kann es etwas Schöneres für ein Weib geben, als dem Manne zu folgen, durch dick und dünn, dem man mit seiner ganzen Seele gehört? — Nun, Herr Weiner, was bliden Sie so still vor sich hin? In einigen Wochen sind Sie ja erlöst! Dann können Sie wieder frei leben, wie es Ihnen paßt.“

„Ja, in einigen Wochen beginnt für mich wieder der Kampf ums Dasein. Aber tausendmal lieber als Zivilist eine trockene Brotkruste in der Tasche, als Soldat sein